

DIE ZEIT: Herr Diawara, Sie stammen aus einer Bauernfamilie in Mali, haben später in Paris studiert und forschen zur Geschichte Subsahara-Afrikas. Würden Sie die Wut, die sich aktuell in dem Putsch im Niger entlädt, als Antwort auf die Kolonialzeit interpretieren?

Mamadou Diawara: Die Wut, die wir jetzt im Niger sehen und die auch beim Putsch in Mali deutlich wurde, speist sich aus ganz unterschiedlichen Ressentiments. Aber alle, die jetzt ihrer Wut freien Lauf lassen, der Mob, das Militär, die politische Elite, können sich auf einen gemeinsamen Feind einigen: Frankreich. Denn für das Leid, das sie jeweils beklagen, etwa die Korruption, die Unterentwicklung, machen sie die ehemaligen Kolonialherren verantwortlich.

ZEIT: Der Niger war von 1912 bis 1960 französische Kolonie, wie die meisten anderen Sahel-Staaten auch. Welche der französischen Handlungen war so einschneidend, dass sie bis heute die Wut in der Region auf die Kolonialmacht nährt?

Diawara: Es beginnt schon 1885, mit der Berliner Konferenz, auf der die europäischen Kolonialmächte die Ländergrenzen zogen, die wir bis heute kennen. Den territorialen Geist, den die Franzosen durch ihre Grenzziehung in die Region gebracht haben, gab es vorher nicht. Die präkolonialen Reiche herrschten nicht über Quadratkilometer, sondern über Menschen. Sie kontrollierten Handelsrouten, nicht Territorien. Übrigens ist es ein Mythos, dass diese Grenzziehung der Kolonialmächte ein rein theoretischer Prozess war. Natürlich stimmt es, dass die Portugiesen, Engländer und Franzosen die Landkarte Afrikas neu gezeichnet haben. Aber sie haben dabei auch mit den lokalen Eliten zusammengearbeitet.

ZEIT: Wie denn?

Diawara: Der Niger ist das beste Beispiel. Die Franzosen haben sich mit den dortigen Autoritäten arrangiert, damit diese die Grenzen respektieren, die Frankreich brauchte, um sich im Süden von den Briten in Nigeria abzugrenzen. Durch die Zusammenarbeit der Kolonialherren mit den lokalen Eliten sind die theoretischen Grenzen der Berliner Konferenz vor Ort in die Realität übersetzt worden.

ZEIT: Und die lokalen Eliten haben im Gegenzug profitiert?

Diawara: Es gibt ein sehr passendes Sprichwort, das lautet: Eine Eidechse kann nur in die Mauer schlüpfen, wenn es einen Riss in der Mauer gibt. Die lokalen Eliten und auch andere Menschen vor Ort haben aus opportunistischen Motiven mit den Kolonialherren kollaboriert. Sie waren der Riss, durch den die Eidechse schlüpfen konnte. Das ist in Afrika nicht anders als im Rest der Welt.

ZEIT: Wie sind die europäischen Kolonialmächte mit den lokalen Strukturen umgegangen, die sie vorgefunden haben?

Diawara: Sie haben versucht, eine Plantagenwirtschaft einzuführen, um bestimmte Produkte für den Export zu produzieren. Kakao oder Kaffee an der Elfenbeinküste, Erdnüsse im Senegal, in Sudan-français, also dem heutigen Mali, im Niger oder in Burkina Faso. Das geschah auf Kosten der lokalen Manufakturen und Produzenten. Die Handelsrouten, aber auch die Form der Produktion veränderten sich massiv. Die lokalen Bauern und Händler mussten sich komplett umstellen. Die Handelszentren wurden an die Küsten verlagert, um den Export über das Meer zu beschleunigen. Das wiederum zog eine Binnenmigration nach sich. Die Kolonialmächte siedelten Menschen um, weil sie an den Küsten Arbeitskräfte brauchten. Der Transsahara-Handel, betrieben von Kamelkarawanen von Nord nach Süd, von Ost nach West, wurde durch Karaveln, die typischen Segelschiffe dieser Zeit, ersetzt. Auf dem Seeweg ließen sich Güter viel leichter transportieren: Karavelle statt Karawane.

ZEIT: In der europäischen Öffentlichkeit wird die Region immer wieder assoziiert mit Hungersnöten, Dürre und extremer Armut. Der Niger gehört zu den ärmsten Ländern der Welt. War das eigentlich schon immer so?

Diawara: Die Gleichung »Sahel gleich arm« klammert einen großen Teil der Geschichte aus. Sie vergisst Timbuktu, Agadez, Gao, also jene Städte, die florierten, als Europa noch im Mittelalter feststeckte.

ZEIT: Woraus speiste sich der Reichtum dieser Zentren?

Diawara: Im Französischen würde man sagen, dass diese Orte *carrefours* waren, Kreuzungen. Die Gegend war weltoffen, sie ist es bis heute. Der Sahel bildet den Übergang zwischen feuchteren und trockeneren Zonen und bot sich daher als Handelsroute an. Es herrschte ein permanenter Austausch von Waren und Menschen. Der Handel und die Migration sind sehr gut dokumentiert. Getreide, Gold, Sklaven oder Elfenbein wurden innerhalb kleinerer Gebiete gehandelt, aber auch auf sehr langen Handelsrouten, die von Timbuktu oder Gao bis nach Kairo führten, das heißt bis nach Nordafrika, und dann teils weiter bis nach Europa.

ZEIT: Im öffentlichen Diskurs wird von der Sahelzone gesprochen, als handle es sich um eine homogene Region. Ist das aus historischer Perspektive überhaupt haltbar?

Diawara: Sahel kommt aus dem Arabischen und bedeutet Küste – in diesem Fall die Küstenregion südlich der Sahara, und allein die ist mehr als doppelt so groß wie Europa. In Mali, Mauretanien, im Niger und in Tschad allein lebten im Jahr 2020 mehr als 65 Millionen Menschen mit ganz unterschiedlichen Kulturen. In der Zeit vor der Kolonialisierung war die Region geprägt von König- und Kaiserreichen: Das Reich von Ghana

existierte vom 4. bis zum 11. Jahrhundert, das Reich von Mali vom 11. bis zum 17. Jahrhundert, das Reich von Songhai vom 15. bis zum 16. Jahrhundert. Das waren verschiedene Völker, die auf eigene Weise mit ihrer Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt umgingen. Die Region ist voll von Diversität, die historisch bedingt ist.

ZEIT: In den 1960er-Jahren wurden die ehemaligen Kolonien in die Unabhängigkeit entlassen. Die Kolonialmächte waren aber weiterhin präsent, unter anderem um Rohstoffe abzubauen. Der Niger etwa ist der wichtigste Lieferant von Uran für Frankreichs Atomkraftwerke. Wie hat sich das Verhältnis der postkolonialen Sahel-Staaten zu Frankreich entwickelt?

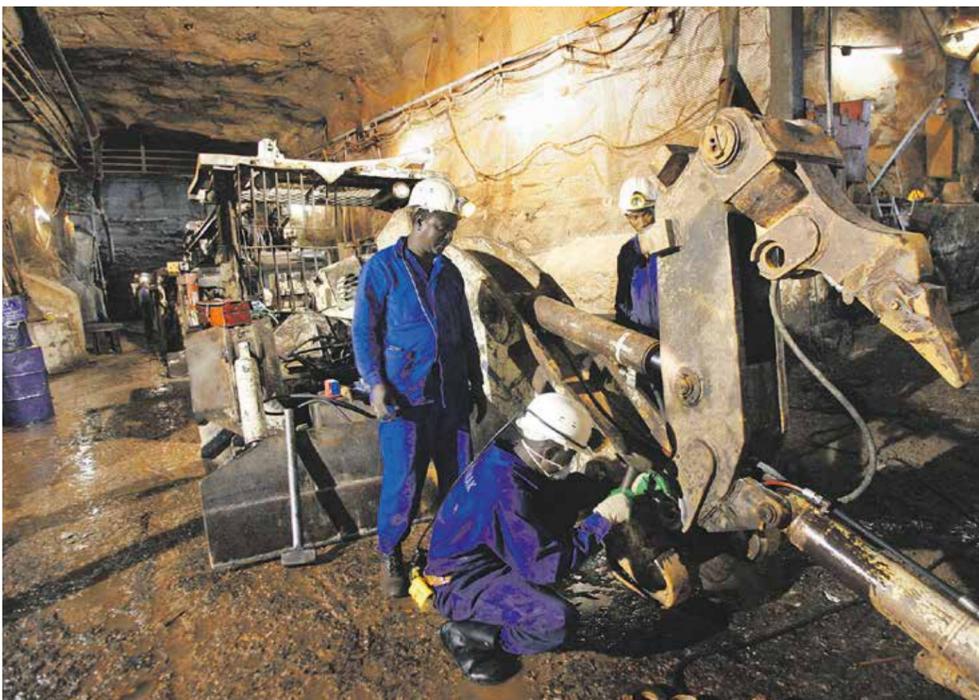
Diawara: Erlauben Sie mir eine kleine Anekdote: Als der Niger im August 1960 seine Unabhängigkeit von Frankreich erlangte, hatte das Land keine Nationalhymne. Was hat man also bei der Unabhängigkeitszeremonie gespielt? Die *Marseillaise*! Heute hat das Land zwar eine eigene Hymne. Aber wer hat sie geschrieben? Ein französischer Komponist! Erst im Juni 2023 hat die Nationalversammlung des Niger über den Text der neuen Nationalhymne abgestimmt. Das ist beispielhaft für den Einfluss Frankreichs auch nach der Unabhängigkeitser-



Ein Stich, der die Verhandlungen von Franzosen mit Vertretern des Sultans des Niger zeigt, 1881

»Was wissen die von uns? Nichts!«

Der Putsch im Niger lässt sich nur mit dem historischen Einfluss Frankreichs erklären, sagt der Afrika-Forscher Mamadou Diawara



Uranabbau in der Bergbaustadt Arlit, betrieben durch das französische Unternehmen Areva und den nigrischen Partner Cominak, 2005

ANZEIGE

Wohlstand für alle!



Jetzt gratis lesen:
www.zeit.de/zg-heft

klärung. Den ersten Präsidenten des Niger, Hamani Diori, hat Frankreich installiert. Die Opposition wurde kaltgestellt. Frankreich hat alles unternommen, um den eigenen Einfluss und die Macht zu sichern. An der Oberfläche sollte sich alles, im Kern aber nichts ändern.

ZEIT: Warum?

Diawara: Man darf nicht vergessen, dass Frankreich diese Kolonien nicht freiwillig, sondern zähneknirschend in die Freiheit entlassen hat. Die Unabhängigkeit der Sahel-Staaten fand im Kontext des Wettbewerbs zwischen dem Westen und den sozialistischen Ländern statt. Sie ist ein Ergebnis der beiden Weltkriege und des Kalten Kriegs. Es war nicht im Interesse der Franzosen – und auch nicht im Interesse einiger Eliten im Land, die vom Kolonialismus profitiert haben –, dass sich durch die Unabhängigkeit viel verändern würde.

ZEIT: Geht die Wut auf die Franzosen, die wir gerade in Mali und im Niger sehen, auch auf diese Zeit nach dem Kolonialismus zurück?

Diawara: Ja. Im Niger und in Afrika insgesamt gibt es eine enge Bindung an Frankreich, allein durch die Sprache. Das Bildungssystem ist sehr französisch, französische Institutionen und Medien sind omnipräsent. Gleichzeitig interessiert sich Frank-

reich selbst kaum für Mali oder den Niger. Diese Ignoranz ist schockierend für die Menschen im Niger, die etwa wissen, dass aus ihrem Land ein Großteil des Urans stammt, mit dem Frankreich seinen Atomstrom produziert, während sie selbst keinen Strom haben. Sie bekommen mit, dass die französische Armee in ihrem Land einen Krieg gegen Dschihadisten führt, und stellen fest, dass dieser Krieg in Frankreich überhaupt nicht thematisiert wird. Die Diskrepanz ist enorm: Bei uns ist Frankreich ständig präsent, im Fernsehen, in den Lehrplänen, überall – aber umgekehrt? Was wissen die von uns? Nichts!

ZEIT: Welche Rolle kommt den lokalen Eliten dabei zu? Werden sie von Frankreich instrumentalisiert?

Diawara: In manchen Fällen sicher, und zu Recht wird das jetzt von den Demonstranten im Niger kritisiert. Aber es ist über 60 Jahre her, dass wir eigenständig wurden. Diese Verantwortung für den Zustand unserer Länder dürfen wir nicht vergessen. Wir sind am Steuer und müssen uns deshalb auch fragen, warum die Franzosen in unseren Ländern heute noch so präsent sind und welche Mitschuld wir daran tragen.

ZEIT: Der Historiker Achille Mbembe sieht in den Putschen im Niger, in Mali und Burkina Faso auch eine Chance für die Entstehung einer substantziellen Demokratie. Teilen Sie diese Einschätzung?

Diawara: Ich glaube, dass Demokratie als Selbstzweck, als theoretisches Ziel, höchst problematisch ist.

ZEIT: Was meinen Sie damit?

Diawara: Damit möchte ich mich nicht gegen die Demokratie wenden. Im Gegenteil, ich möchte darauf hinweisen, dass Demokratie ein Prozess ist, kein fester Zustand, den man von heute auf morgen einläuten kann. Die Länder, die sich selbst als Modell darstellen, beweisen das mit ihrer eigenen Geschichte. Deutschland etwa ist das Paradebeispiel: Es brauchte zwei Weltkriege, bis sich die Demokratie in Deutschland durchsetzte. Ähnliches gilt für Frankreich. Man kann eine Demokratie nicht importieren, sie muss im Land selbst entstehen. Unruhen und Putsche gehören zu diesem Prozess dazu.

ZEIT: Was folgt daraus für die Afrika-Politik des Westens?

Diawara: Essenziell für die Demokratie ist der Mensch. Deshalb muss man diesen Menschen mit seinem eigenen Milieu, seiner eigenen Geschichte und seiner eigenen Realität kennen. Und das ist, was der Westen verweigert. Er gibt sich der imperialistischen Illusion hin, man wisse schon alles. Das ist intellektuelle Faulheit.

ZEIT: Was heißt das?

Diawara: Momentan unterhalten die französische und auch die deutsche Armee extrem kostspielige militärische Kontingente in der Region, um den Terrorismus zu bekämpfen. Aber diese Einsätze wurden entworfen, bevor man sich die Frage stellte, welches Problem es vor Ort eigentlich gibt, für das man eine Lösung bräuchte. Stattdessen entstehen Lösungen für die Probleme des Westens, nicht für unsere Probleme in der Region. Der Westen stellt keine Fragen. Oder die falschen.

ZEIT: Welche Fragen müsste er sich stellen?

Diawara: Zum Beispiel, weshalb die Menschen im Niger Teil dieser Rebellion sind. Weshalb wenden sich junge Leute immer häufiger den sogenannten Dschihadisten zu? Diese Gegend ist seit dem 8. Jahrhundert im Kontakt mit dem Islam. Wieso führt das gerade heute zum Dschihad? Diese banale Frage sollte man ernsthaft stellen, statt einfach nur von Terror zu sprechen. Dann würde man nämlich verstehen, dass diese Leute mit dem Islam gar nichts zu tun haben. Dieser Bewegung liegen vielmehr ökonomische und politische Probleme zugrunde. Wenn man sich das klarmacht, könnte man andere Lösungen finden, als 5100 französische Soldatinnen und Soldaten nach Mali zu schicken.

ZEIT: Sie haben eben die These vertreten, dass Putsche Teil eines Prozesses sind und zu der Etablierung einer Demokratie dazugehören. Würden Sie sagen, dass die aktuelle Dynamik ein emanzipatorisches Moment hat?

Diawara: Ich wäre vorsichtig mit dieser Definition. Ich verstehe das, was gerade passiert, als einen wichtigen Augenblick innerhalb der Geschichte Afrikas, aber nicht unbedingt als einen Wendepunkt, an dem sich die Staaten für einen eigenständigen Nationalismus oder das westliche Modell der Demokratie entscheiden. Es ist komplexer. Für mich sind diese Unruhen eine Fortschreibung der offenen Geschichte.

ZEIT: Welche Rolle spielt die Geschichte, besonders die vor der Kolonialzeit, für die Konstruktion der eigenen Identität in der Sahel-Region?

Diawara: Die Besinnung auf die eigene Geschichte ist enorm wichtig, vor allem im Sahel. Wir haben diese Großreiche, und wir haben diese großen Kulturen, diesen Reichtum. Diese Musik, diese Geschichte und dieses Selbstvertrauen! Das ist sehr präsent in dieser Gegend. Darauf müssen wir achten. Wenn wir das verlieren, haben wir das Wichtigste verloren: uns selbst. Über Geschichte wird oft abstrakt gesprochen. Aber sie wird tagtäglich erlebt, gesungen, getanzt und erfahren. Das ist essenziell.

Das Gespräch führten **Fritz Habekuß** und **Carlotta Wald**



Mamadou Diawara, 1954 geboren, lehrt Ethnologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und ist Direktor von Point Sud, einem Forschungszentrum für lokales Wissen in Bamako, Mali